
Dienstbarer Geist oder Zauberbesen?

Von der Schreibmaschine zum Personal Computer

Die Sätze Nietzsches »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken« (s. S. 966ff.), die Heinrich Hausers, daß die Autoren künftiger Generationen auch weiterhin auf ihren Schreibmaschinen gegen die Maschinen schreiben würden (s. S. 629) und Arno Schmidts Bemerkung »Wer Dichtung will, muß auch die Schreibmaschine wollen.«(?)« (s. S. 996), klangen nach und brachten uns auf die Idee, heutige Autoren nach ihrem Verhältnis zum täglich benutzten Handwerkszeug zu fragen, das für sie doch sozusagen unter der Hand immer mehr Technik mit sich bringt. Nimmt die schreibende Zunft diese unmittelbare Begegnung mit der Technik überhaupt wahr oder ist hier ein ganz fraglos ungetrübtes Einverständnis mit ihr vorhanden – solche Fragen stellten sich uns immer wieder, während wir die literarischen Zeugnisse der Auseinandersetzung von Literatur mit Technik lasen, registrierten und dokumentierten. Da gab es berühmt gewordene Photos von Autoren vor ihren Schreibmaschinen, ja einige scheuten sich nicht, direkt Reklame für bestimmte Fabrikate zu machen. Die Zeiten des Federkiels sind vorüber, dachten wir – aber ist es wirklich so? Fragen wir doch einfach, war der naheliegende Entschluß, und so schickten wir Briefe an knapp hundert deutschschreibende Schriftstellerinnen und Schriftsteller los, obwohl uns bewußt war, daß einige große Autoren des Jahrhunderts von Umfragen gar nichts hielten, manche wiederum sich mit einer gewissen Lust diesem lästigen Geschäft unterzogen. Wir baten um wohlwollende Lektüre der Fragen und versicherten: »Was auch immer Sie antworten mögen – jede Antwort wäre aufschlußreich und nützlich.« Um ein möglichst breites Spektrum zeitgenössischer – allerdings nur belletristischer – Literatur zu erfassen, richteten wir unsere Fragen an Vertreter aller Literaturgattungen und -richtungen, damit Antworten von Lyrikern neben denen von Prosaisten, von Dramatikern neben denen von Film-, Hörspiel- und Fernsehautoren, von Übersetzern neben denen von Kritikern stehen sollten. Die Fragen versuchten wir nuancenreich zu formulieren, um möglichst viele differenzierende Antworten zu provozieren. Unsere erste lautete:

1) Teilen Sie die Meinung Nietzsches: »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken«, besonders auch angesichts der seit dieser Zeit verbesserten oder neu hinzugekommenen technischen Hilfsmittel wie elektrische Schreibmaschine, Diktiergeräte etc.? Wie halten Sie es heute mit diesen?

Die Technik hat mit der Entwicklung der elektronischen Datenverarbeitung einen qualitativen Sprung getan; von da an datiert ein neues Zeitalter der Technik, das der dritten industriellen Revolution. Die Konkrete Poesie hatte frühzeitig die Möglichkeiten von Groß-Rechnern genutzt – mit wechselndem Erfolg. Der Mikrochip erlaubte, kleinere Geräte zu bauen: die Personal Computer. Wir hörten, daß einige Autoren sich bereits dieses neuen Hilfsmittels bedienten, nicht ohne die Befürchtung des Literaturarchivars, es sei jetzt wohl Archivgut in einem ganz anderen »Aggregatzustand« zu erwarten. Ist damit das Zeitalter der Varianten und Lesarten hand- oder maschinenschriftlicher Überlieferung, jenes »Schwarzbrot« jeglicher philologischer Kunst, vorbei – all das ging uns durch den Kopf, als wir weiterfragten:

2) Verwenden Sie bei Ihrer Arbeit schon einen Personal Computer? Warum und mit welchem Nutzen? Wenn Sie diese Frage mit Nein beantworten müssen, wüßten wir gern, welche Überlegungen Sie davon abhalten, ein solches Werkzeug zu gebrauchen.

Könnten sich auch bei veränderter Arbeitsweise Veränderungen im Prozeß literarischer Produktion ergeben, wie es Nietzsche schon angesichts der relativ einfachen Technik seiner Schreibmaschine behauptet hatte? Wir vermuteten es – aber traf es auch zu? Kann der Bildschirm ähnlich stimulieren wie seinerzeit jenes »unschuldige Papier« einen Oskar Matzerath? Schillers Äpfel schienen uns mit dem Flimmern des Bildschirms und dem bestätigenden Piepsen des ansonsten stummen Dieners namens PC nicht mehr zusammenzugehen. Oder doch? Daher unsere letzte Frage:

3) Verändert (stimuliert) die Arbeit mit dem Personal Computer den Schreibprozeß? Oder sehen Sie darin lediglich eine technische Arbeitserleichterung?

Sollten die Antworten auf diese Umfrage nicht auch den Ausstellungsbesuchern auf eine für Marbach unkonventionelle Weise präsentiert werden, überlegten wir weiter, nachdem die Briefe versandt waren. Die Antwort darauf ergab sich, als wir ihn stehen sahen, so inmitten der Ausstellungsvitrinen. Er, der das inhaltliche Ende unserer Ausstellung markieren sollte, konnte auch ihr »dienstbarer Geist« sein: der PC. Er sollte sie parat haben, die Antworten, die wir mit Spannung von der täglichen Post erwarteten. 48 Antworten, so bunt gemischt und vielfältig, wie wir sie uns erhofft hatten, gingen ein. Hier sind sie:

Jurek Becker, Jahrgang 1937, lebt in Berlin:

1) Nein, ich teile diese Meinung nicht; zumindest handelt es sich um keine Form der Mitarbeit, die mir anregend erschiene. Wenn ich selbst elektrische Schreibmaschine oder Diktiergerät benutze, dann doch nur, um Zeit zu sparen, um schneller voranzukommen. Ein Hauptproblem der Schriftsteller scheint es mir aber nicht zu sein, daß Gedanken und Sätze ihnen schneller in den Sinn kämen, als sie mit althergebrachten Mitteln zu Papier gebracht werden könnten.

2) Ich verwende keinen Personal Computer. Beobachtungen, die ich bei Kollegen gemacht habe, die einen PC benutzen, halten mich bisher davon ab. Erstens ist mein Kugelschreiber oder Bleistift nie kaputt. Zweitens höre ich, daß die vielstündige tägliche Arbeit an einem Bildschirm nicht gut für die Augen ist. Drittens höre ich oft Streitereien unter den Besitzern von Computern, wessen PC für welche Zwecke besser geeignet ist. Ich möchte nicht Teilnehmer dieses Streits werden, auch habe ich den Eindruck, daß die Arbeit an solchen Geräten der Kontemplation hinderlich ist.

3) Obwohl ich selbst keine Erfahrung mit der Arbeit an Personal Computern habe, sehe ich doch bei anderen diese Veränderungen. Und die kommen mir nicht wie ein Vorteil vor.

Katja Behrens, Jahrgang 1942, lebt in Jugenheim an der Bergstraße:

1) Ich schreibe noch immer mit meiner alten Reiseschreibmaschine. Die macht keinen Lärm, braucht keine Elektrizität, geht nicht so leicht kaputt, und ich kann sie überallhin mitnehmen. Und wenn mal etwas hakt, kann ich sie selber auseinandernehmen und brauche keinen Reparaturdienst. (Da meine Geräte grundsätzlich am Wochenende kaputtgehen, ist das ein großer Vorteil.) Außerdem hat meine brother 210 ein bescheidenes Wesen, drängt sich nicht vor und nicht zwischen mich und meinen Text und wartet geduldig, bis es so weit ist.

2) Wie aus meiner Antwort zu 1) hervorgeht, verwende ich keinen Personal Computer.

Alois Brandstetter, Jahrgang 1938, lebt in Klagenfurt:

Ich habe immer mit Maschine geschrieben, mit großem Zeilenabstand, um dann von Hand viel korrigieren und dazuschreiben zu können; meine Skripte sind wenn sie zum Druck kommen, ein Zwischending zwischen Chiro- und Typograph. Einen Personal-Computer besitze ich nicht, wohl aber an der Universität eine moderne Schreibmaschine. Am meisten gefällt mir, daß sich diese Maschine etwas merkt, man kann drauflos schreiben, ohne Rücksicht auf das Zeilenende, die Maschine bricht die Zeile automatisch und trägt den vorausgeschriebenen und gespeicherten Rest dann nach. Auch gefällt mir, daß ich keine Typen mehr entwirren muß, weil der Schreibautomat konsequent nur einen Befehl annimmt, kommt man also zwischen die Typen, so geht es doch streng nach der Reihenfolge. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, hieß es früher. Noch ein Plus, die Maschine ist leise. Früher hatte ich eine sehr laute alte. Da hat mich der ständig surrende Motor so gestört, daß ich ihn immer wieder abgestellt habe, wenn ich nachdachte. Hatte ich einen guten Satz, dann vergaß ich in der Eile des Gefechts meist einzuschalten und manchmal vergaß ich dann über den Ärger und das Einschalten den guten Satz. Lief die Maschine aber weiter, so kam ich mir wie mit dem Auto in einem Stau vor, bei laufendem Motor. Und so prompt wie ein Otto- oder Elektromotor purzeln die Einfälle auch bei einem Feuilletonisten nicht. Eine eingeschaltete Maschine hat etwas Forderndes und Antreibendes an sich, Zeit ist Strom und Geld. Der Lyrik ist unter den poetischen Gattungen das Elektrifizierte wohl am unangemessensten.

Gedichte aus dem Verbund? Naturlyrik widersetzt sich dem Atomstrom, leistet Widerstand, um einen Ausdruck aus der Elektrotechnik zu verwenden — — —

Barbara Bronnen, Jahrgang 1938, lebt in München:

1) Ich brauche erst einmal das Gefühl des schlanken Werkzeugs, der Feder, ich muß mich der Schreibbewegung überlassen können, muß mich den Formen überlassen können, brauche die fließenden Räume und Rhythmen, die Arkaden, den Zug nach unten, die gesteigerte Bewegung, muß wie ein Krebs über die Zeilenstraßen scheren können, einen Schritt vor, zwei zurück, brauche Lücken, Zwischenräume für die Phantasie.

Erst dann schreibe ich mit meiner IBM-Kugelkopf. Jetzt verknüpfen sich die Schwingungen mit einer logischen Kombination: es ist die erste Probe, ob der Text standhält, der erste Schritt in die Öffentlichkeit. Bewegt durch Mechanik, springen die schwarzen Geisterchen aufs weiße Papier: da steht es nun!

2) Auf dem Parkettboden, nahe an meinem rechten Fuß unter dem Schreibtisch, liegt ein aufgeschlagenes, mit Eselsohren versehenes Buch, unter meinem Schreibtischstuhl ein kleiner Karteikasten, mein linker Fuß stößt einen Bücherstapel um, Werke der Staatsbibliothek, daneben liegen Mappen aus dem Archiv; meine Regale weisen Beschriftungen auf, Oberregale, Unterregale, Sonderregale mit Ober- und Unterabteilungen und Spezialabteilungen; am Boden liegen Unmengen zerknüllten Papiers und Zettel, schmierige, uralte, zerknüllte, angestrichene, mit Kreuzchen versehene, hinstenographierte, und ich krieche auf allen Vieren durchs Zimmer und suche den Boden ab nach etwas, das ich nicht finde, immer, wenn ich etwas suche, finde ich es nicht.

Was für ein Traum, zu speichern! Eine tragbare Maschine, handlich, klein, überall mitzunehmen, mitsamt dem Material! Meine Vorbehalte könnte ich überwinden und ich würde es lernen, – aber mir fehlen die zehntausend Mark! Wenn ich allerdings die Zeitungen aufschlage und die vielen Druckfehler sehe, eine Folge eingesparter Redakteure, bekomme ich es mit der Angst zu tun, daß eines Tages auch der lebendige Lektor ausstirbt, der Mann, der sich wie ich die Finger am Füllfederhalter schmutzig macht, und deshalb ist es immer noch mein alter Traum, eine Sekretärin zu engagieren statt eines Computers.

Lothar-Günther Buchheim, Jahrgang 1918, lebt in Feldafing bei München:

1) »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken« – Was selbstredend der schiere Unsinn ist. Ich schreibe nur mit Stiften. Meine Frau dechiffriert meine Texte. Diktiergerät für Briefe und – kleines Gerät – bisweilen für Reisenotizen.

2) Autoren, die einen Personal Computer benutzen: Die sollten sich auch noch durch Roboter ersetzen lassen ... Personal Computer? Um Gotteswillen, nein! Nein. Keine Überlegungen, sondern Antipathie. Ich empfinde mich als Fortschrittsverweigerer: Der ganze Krempel bringt doch nichts außer Verflachung.

3) Den Teufel sehe ich darin – – – –

Wechselwirkung von Literatur und moderner Technik: Da gibt es keine – es gibt nur Verhängnisse.

Peter O. Chotjewitz, Jahrgang 1934, lebt in Köln:

1) Was der Kollege Nietzsche da gesagt haben soll, ist eine Binsenweisheit. Jedes Werkzeug, das wir gebrauchen arbeitet mit an unseren Gedanken; jedenfalls an jenen, die unsere Arbeit bestimmen. Das gilt für den Stellmacher, den Künstler und jeden anderen, der ein Werkzeug gebraucht.

Ob ich als Holzverarbeiter mit einem Faustkeil umgehe oder mit einer elektronisch gesteuerten Holzverarbeitungsmaschine, bestimmt die unterschiedlichen Vorstellungen, die ich von meinem Werk habe.

2) Ich verwende zumeist eine kleine, tragbare, mechanische Schreibmaschine. Ich habe für den Hausgebrauch auch eine elektrische Schreibmaschine, mit einem Korrekturband und einer Einrichtung, die letzten Buchstaben – ich glaube 20 – zu weißeln und neu zu übertippen, falls ich mich mal verschreibe. Mehr brauche ich nicht.

3) Das kann ich nicht beurteilen. Es wäre für mich unrentabel, ein Gerät zu benutzen, das viel Geld kostet. Außer[dem] würde ich die Zeit scheuen, die es mich kosten würde, mich einzuarbeiten.

Vielleicht habe ich aber eine prinzipielle Abneigung gegen zuviel Technik. Einer der dümmsten Sätze, die ich in den letzten Jahren gelesen habe, lautete: »Steinzeit – nein danke!« Ich sage: Steinzeit – ja bitte! Ich habe mich ein wenig mit der Zeit befaßt, vor allem mit ihrer Blütezeit, als sie schon hoch entwickelt war und kurz bevor diese komischen Metallwerkzeuge in Mode kamen:

Es war eine verehrungswürdige Epoche, der wir nachtrauern sollten.

Utta Danella, lebt in München:

- 1) Ja. Elektrische Schreibmaschine, sehr gut und nicht zu entbehren.**
- 2) Nein. Ich habe mich noch nicht damit beschäftigt, weil ein technischer Ignorant.**

Friedrich Christian Delius, Jahrgang 1943, lebt in Berlin:

1) Das neue »Schreibzeug« hilft mit, die Konzentration mehr auf die Gedanken, die Sprache zu lenken. Elektrische Schreibmaschinen lassen einige Anstrengungen verschwinden, die wir von den mechanischen Schreibmaschinen kennen, Wortprozessoren einige Anstrengungen, die man noch mit der elektrischen Schreibmaschine hatte. (Diktiergeräte mag ich nicht, Notizbücher sind praktischer.)

2) Seit Mai 1986 arbeite ich mit einem Computer (Apple Macintosh), der gegenüber den meisten andern Fabrikaten die Vorzüge hat: man braucht keinerlei technischen Vorkenntnisse, keine komplizierten Bedienungsanweisungen, man arbeitet schwarz auf weiß, und die hohe Speicherkapazität (512 oder 1024 K) erlaubt es, einen ganzen Roman auf einer Diskette zu bearbeiten. Die Vorteile sind bedeutend: schnelleres Schreiben, einfacheres Korrigieren (Tippfehler, Sätze oder ganze Kapitel), jederzeit kann an jeder Stelle fugenlos etwas eingefügt oder gestrichen werden, Namen, Wörter, Absätze, Kapitel können in Sekundenschnelle umgetauscht oder verändert werden. Außerdem kann man leicht verschiedene Varianten durchspielen, z. B. eine Passage an eine andere Stelle des Textes versetzen, nur mal zur Probe.

Die Abscheu vor der Bildschirmarbeit, die ich vor einem Jahr noch hatte, scheint mir heute ein Vorurteil. Ich sehe in meinem Gerät eine hochentwickelte Schreibmaschine, die mir einige Lasten abnimmt. Sie kann lesen, kann kopieren, kann Buchstaben auf den Bildschirm oder, je nach Arbeitsphase, aufs Papier bringen – das Denken aber und Erfinden, Handwerk und Intuition, Phantasie und Fleiß, all das nimmt die Maschine dem Autor nicht ab, zum Glück.

3) Ja, der Wortprozessor stimuliert. Weil der Vorgang des Tippens schneller geht, fliegen die Gedanken in anderen Rhythmen auf den Bildschirm/ auf Papier. Schnelligkeit kann, wie wir wissen, die Qualität mindern. Doch gleichzeitig wird die Korrekturbereitschaft noch viel mehr stimuliert. Anfangs hatte ich die Befürchtung, ich könnte mich zu schnell mit dem erschreckend sauber Geschriebenen zufriedengeben. Aber das Mißtrauen gegen den immer druckreif scheinenden Text fördert aufs schönste die Leidenschaft des Änderns und Besserns.

Eva Demski, Jahrgang 1944, lebt in Frankfurt/M.:

Ihre Fragen beantworte ich gern, weil sie ein Thema behandeln, über das ich versuche, nicht nachzudenken und das dennoch in mir bohrt – so geradezu gefragt zu werden hilft einem vielleicht, sich selber auf die Schliche zu kommen!

1) Er wird schon recht haben. Entscheidend ist die Erfindung der Schreibmaschine, weil sie die Tat ein wenig vom Täter wegrückt. Es ist wie mit dem Übergang von der Steinzeit zur Bronzezeit: Die länger gewordenen Waffen hielten Täter und Opfer weiter auseinander. Ob man dadurch besser sieht oder schlechter, mag von Fall zu Fall unterschiedlich sein. Mit der Hand schreiben: Das macht mir den Text zu lieb, ich »hänge« zu sehr an ihm. Von Ritualisierungen (»Die alte Olivetti! Ach, die klapperige Underwood!«) halte ich nichts. Wegen einer Wirbelsäulengeschichte benutze ich eine elektrische Maschine ohne alle Fisimatenten. Diktiergeräte machen mich stumm. Technische Feinheiten wären bei mir nicht sinnvoll (deshalb das allereinfachste Modell). Ich bin nicht aus Koketterie technisch unbegabt, sondern wirklich.

2) Den PC benutze ich nicht, es kommt mir auch keiner ins Haus. Nicht meine mangelnde technische Begabung ist dafür der Grund (man kann alles lernen, wenn man will), sondern ein verhängnisvoller Irrtum, den dieses Ding bei Kollegen ausgelöst hat, wie ich zu meinem Erstaunen mehrmals beobachtete. Die hemmungslose Papierproduktion, die Möglichkeit, sich jede Hirnblase ausdrucken zu lassen, verführt anscheinend dazu, daß der Computerdichter sich furchtbar produktiv vorkommt. Bei Dissertationen und historischen Sachen ist das Ding sicher praktisch, verführt aber auch zur Bevorzugung der Materialfülle zuungunsten der Sprache und der Phantasie. Friedell hat keinen gehabt. Außerdem find' ich das Grün der Buchstaben so verwesungsartig.

So erledigt sich Frage 3

Tankred Dorst, Jahrgang 1925, lebt in München:

Wenn Sie es wissen möchten: ein erstes Konzept schreibe ich immer mit der Hand. Ich schreibe in hohe, schmale Hefte, die ich mir, da sie inzwischen nicht mehr ganz leicht zu haben sind, besorgen lasse. Ich bilde mir ein, daß das Format dieser Hefte mir beim Schreiben von Dialogen hilft: sie sollen nicht langzeilig, nicht ausschweifend-episch werden.

Heike Doutiné, Jahrgang 1945, lebt in Hamburg:

1) Direkt zum Zitat Nietzsches:

**Ich wüßte nicht, warum »unser Schreibzeug«
an den Gedanken mitarbeitet.**

Technisch gesehen: ja.

Aber die creative Schreibmaschine scheint mir noch nicht erfunden.

Im übrigen, siehe Schiller: »Die Gedanken sind frei!« –

Die Gedanken sind nicht maschinen-gebunden. (anti-Marx)

2) Zum Personal-Computer:

Nein!

Das Personal und der Computer bin ich selbst (IQ: 164)

Meine Literatur ist nicht computerfähig.

3) Zu dieser Frage: Ich lasse mich bei der Arbeit gern stimulieren, aber nicht durch Computer. (Im übrigen bin ich auch – im Bereich der Literatur – gegen Schleichwerbung, u. a. für Personal-Computer)

Ich bin enttäuscht, daß der sicher in Ihrem Hause vorhandene Personal-Computer offenbar so unzulänglich programmiert ist, daß er die von Ihnen gestellten Fragen unter meinem Namen nicht selbst beantworten konnte.

Sie sollten über einen Markenwechsel nachdenken, aber Sie könnten natürlich auch Ihren Computer mit dieser besonderen Frage beschäftigen. Seiner Antwort sehen seine Mitwerber mit Spannung entgegen.

Helmut Eisendle, Jahrgang 1939, lebt in Wien:

1) Ich teile nicht Nietzsches Ansicht, da ich anachronistisch eine alte Parkerfüllfeder verwende und der Verwendung des meinem Gedankenfluss entsprechenden Schreibwerkzeuges eine lesbare Fassung auf einer IBM-Kugelkopfmaschine folgen lasse.

2) Ich verwende keinen Personal-Computer.

Es gibt einerseits finanzielle Gründe, andererseits die Ausrede, dass die formalen und formalistischen Möglichkeiten eines derartigen Apparates mich zwar spielen lassen würden (im Sinne von Cummings graphic poems vielleicht), doch aber das reduzieren könnten, was ich will: den Inhalt in den Vordergrund meiner Literatur zu stellen.

3) Mich interessiert ein formales Element des Computergeschehens: Seine Sprache.

z.B. abend – Kunstwort für abnormal end of task 1, Bezeichnung für einen Programmierfehler;

z.B. die Abkürzungen: LISP – list processing oder die Begriffe: verschachtelte Subroutine oder QWERTY-Tastatur oder MONTECARLO-Methode.

Ein Hörspiel darüber ist in Arbeit.

Vielleicht aber – wer weiss, was kommt? – schreibe ich dieses Hörspiel doch auf einem Personal-Computer.

Gisela Elsner, Jahrgang 1937, lebt in München:

1) Ich bin weit davon entfernt, Nietzsches Meinung, daß mein Schreibzeug mit an meinen Gedanken arbeiten soll, zu teilen. Meine Schreibmaschine dient mir nur dazu, meine Gedanken zu Papier zu bringen. Meine Gedanken sind Produkte meiner Wahrnehmungen, meines Bewußtseins und meines Gehirns. Eine Schreibmaschine verfügt weder über ein Wahrnehmungsvermögen noch über ein Bewußtsein, geschweige denn über ein Gehirn.

2) Ich halte meine Arbeit betreffend einen Computer für überflüssig. Mir genügt mein Gedächtnis und mein Erinnerungsvermögen. Was ich nicht vergessen will, notiere ich auf Zettel. Ein Computer wäre für mich ein Spielzeug, das mich von meiner Arbeit ablenkt.

3) Ich habe keine Erfahrungen im Umgang mit Computern. Aber allein meine ungunen Erfahrungen mit meiner elektronischen Schreibmaschine legen mir die Vermutung nahe, daß ein Computer keine Arbeitserleichterung, sondern eine Arbeiterschwerung zur Folge haben könnte. Tätigkeiten wie das Waschen oder Staubentfernen, die mit den Händen zu verrichten sind, können Maschinen verrichten. Zu denken vermag allein das Gehirn.

Michael Ende, Jahrgang 1929, lebt in München:

Ich besitze zwar eine elektrische Schreibmaschine, aber nur um darauf meine Briefe oder meine Manuskripte abschreiben zu lassen. Ich selbst komme mit ihr absolut nicht zurecht. Da ich sehr langsam und oft auch mühsam formuliere, machen mich auch Diktiergeräte eher nervös. Ich schreibe meine ersten Manuskript-Entwürfe mit der Hand. In einem zweiten Arbeitsgang hacke ich sie dann auf meiner alten mechanischen Schreibmaschine.

Ich glaube schon daß der Nietzsche Satz berechtigt ist. Da es aber beim Schriftsteller, wie ich meine, nicht darum geht, daß er möglichst geschwind, möglichst viel und möglichst geläufig schreibt, bedeuten die technischen Verbesserungen für mich nichts. (Mit Computern habe ich überhaupt keine Erfahrungen.) Grundsätzlich: beim guten Schriftsteller spielt die Quantität der Wörter absolut keine Rolle. Zehn gelungene Zeilen als Tagesleistung sind schon sehr viel und jedenfalls mehr als 10 Seiten, die man doch nur in den Papierkorb wirft. Für 10 Zeilen braucht man aber weder Computer noch Diktiergerät.

Rainer Erler, Jahrgang 1933, lebt in München und in Perth (West-Australien):

Ohne meine beiden »Word-Processor« (einer in Deutschland, einer in Australien) mit untereinander austauschbaren Disketten im kompatiblen System ist meine Arbeit als Autor für Buch/Theater/Film/Fernsehen nicht mehr vorstellbar. Es geht dabei nicht nur um die äußere Qualität eines Manuskripts, also (z. B.) um perfektes Layout, es geht um die Qualität des Inhalts: Man korrigiert und feilt und verbessert mit minimalem Zeitaufwand – und vor allem mit Vergnügen – immer und immer wieder, bis das Endergebnis überzeugt und befriedigt. Die Themen meiner Bücher und Filme sind in unserer Gegenwart und Zukunft angesiedelt, also in einer von der Technik geprägten Welt. Es wäre absurd, seine Gedanken per Hand und am Stehpult zu Papier zu bringen.

Ich glaube, das genügt.

... Der Hinweis auf Nietzsche war für mich neu und interessant. Ich glaube jeder »Handwerker« (was, bitte, sind Autoren?) sollte sich um ein angemessenes, zeitgemäßes Handwerkszeug bemühen.

Marie Louise Fischer-Kernmayr, Jahrgang 1922, lebt in Samerberg/
Oberbayern:

- 1) Nein, ich teile die Meinung Nietzsches nicht, kann aber verstehen, daß er sie aus Freude über seine erste Schreibmaschine geäußert hat. Alle Hilfsmittel können zwar das Schreiben in technischer Hinsicht vereinfachen, haben aber keinen Einfluß auf die Fantasie oder den Intellekt.
- 2) Ja, ich verwende einen Personal Computer, aber nicht für meine schriftstellerische Tätigkeit, sondern nur für deren Folgen. Ich speichere meine verschiedenen Verträge im In- und Ausland, deren Titel und deren Dauer.
- 3) Seit neuestem schreibe ich mit einer elektronischen Schreibmaschine, das macht mehr Spaß als auf den früheren mechanischen Maschinen zu tippen, was ja auch einen gewissen Kraftaufwand erfordert hat. Meine Leistung als Schriftstellerin wird dadurch aber nicht besser, genauso wenig wie die Qualität der Literatur seit den Zeiten des Gänsekiels bis heute im ganzen gesehen besser geworden ist.

Curth Flatow, Jahrgang 1920, lebt in Berlin:

1) Nietzsche hat natürlich völlig recht. Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken. Deshalb benutze ich einen feinen Filzstift, der beim Schreiben so gut wie kein Geräusch macht. Die Schreibmaschine zerhackt mir meine Gedanken. Manchmal vertraue ich meine Ideen auch einem Diktiergerät an. Erst später diktiere ich alles in die Schreibmaschine. Dann, wenn ich alles in Druckbuchstaben vor mir sehe, kann ich ändern, respektive verbessern.

2) Nein. Der Grund ist unter 1) schon beantwortet. Seit 67 Jahren benutze ich meinen Kopf als Computer.

Walter Helmut Fritz, Jahrgang 1929, lebt in Karlsruhe:

Gelegentlich arbeitet die Schreibmaschine in gewisser Weise an den Gedanken mit, indem sie grössere optische Übersicht schafft. Zunächst aber, beim Entwurf, ist sie eher hinderlich. Ich schreibe auf einer Jahrzehnte alten ERIKA. Eine elektrische Schreibmaschine habe ich mir vor einer Reihe von Jahren gekauft, sie aber bald darauf verschenkt, weil ich mich nicht an sie gewöhnen konnte.

Einen Personal Computer verwende ich nicht. Empfinde kein Bedürfnis.

Zsuzsanna Gahse, Jahrgang 1946, lebt in Stuttgart:

ER SCHREIBT FÜR MICH (AB)

Mein Computer ist mein Sekretär. Das ist zwar ein kühler Satz, aber immerhin sollte er an jenen anderen Satz erinnern: My home is my castle.

Wir arbeiten erst seit einigen Monaten zusammen, von gemeinsamen Initialerlebnissen kann keine Rede sein, und ich verdanke dem Sekretär bisher keinerlei neue Ideen. Dazu könnte es später vielleicht kommen, oder die Veränderungen, die es bereits gibt, haben sich so allmählich und natürlich eingestellt, daß ich sie im Augenblick nicht merke – noch nicht.

Aber ich versuche, von dem hilfreichen Diener mit seinem häßlich flimmernden (Bildschirm-)Gesicht eine gute Meinung zu haben, ich sage, daß es Strom ist, was ich denke, und bei ihm ist jeder Impuls Strom, also stehen wir zueinander Strom zu Strom (Cheek to cheek; in einem alten Schlager hieß es: When we are together dancing cheek to cheek). Das Arbeiten bedeutet: miteinander stromen, und Fehlschläge werfe ich ihm vor: Du bist ein Stromer.

Diese Freundlichkeiten sind nicht ehrlich empfunden, sie sind nur Beschwichtigungsversuche, und was bleibt anderes übrig, als die tote/mechanische Umgebung zu beseelen.

Ich habe vor allen Dingen Angst. Davor zum Beispiel, vergeblich zu arbeiten und davor, daß alles, was ich mit dem Computer schreibe, noch vor der Zersetzung des Papiers oder des Schriftbildes aus allgemeinen Gründen unwesentlich wird. Ich befürchte auch, daß meine Stromschriften einmal spurlos verschwinden, noch bevor sie ausgedruckt werden.

Vor dem Sekretär aber kann ich mich nicht fürchten, bin nicht sein Hexenmeister, so weit geht es mit der Beseelung nicht.

Eugen Gomringer, Jahrgang 1925, lebt in Rehau/Oberfranken:

1) Der satz nietzsches behält seine gültigkeit. während die gute alte mechanische schreibmaschine heute schon beinahe den rang der handschrift einnimmt, muss das wissen zur vermittlung durch neuere technische »hilfsmittel« aufbereitet, für digitale codes transformierbar gemacht werden. dabei gehen leider auch ambivalenzen, wie sie für das komplexe denken des menschen wichtig sind, verloren. es ist sicherlich reizvoll, besonders für den sprachspieler, gelegentlich erkenntnis in informationsquantitäten zu übersetzen – dabei aber zu wissen, dass die übermittlung den diskurs nicht ersetzt.

2) ich arbeite mit dem nächst besten kugelschreiber, hin und wieder, besonders um die weihnachtszeit, mit der füllfeder, unumgänglich ist und bleibt jedoch die mechanische schreibmaschine, die durch ihre leidensfähigkeit ein guter partner geworden ist. übrigens gilt ja schon für diese einfache maschine, dass sie keine fehler macht. die fehler, die durch meine einwirkung entstehen, geben mir jeweils auskunft über meine neurologische situation. da ich gesehen und gehört habe, dass der chef von IBM selbst keinen personal computer benützt, halte ich einen solchen für meine zwecke erst recht nicht am platze.

Ulla Hahn, Jahrgang 1946, lebt in Hamburg:

*Wie Sie sehen, schreibe ich jeden Text
zuerst mit der Hand auf das Papier,
das gerade zur Hand ist.*

Bevor ich mich am Schreibtisch niederlasse, habe ich, wo und wann auch immer, Einfälle, Bilder, Wörter gesammelt, im Grunde reißt dieser Prozeß des Sammelns des Aufmerkens und Notierens nie ab.

Am Schreibtisch beginnt das Sichten und Ergänzen dieses Vorrats zu eigenständigen Wortgebilden, wobei es auf jede Silbe ankommt. Was ist zu tun, wenn z.B. das Bild stimmt, aber der Rhythmus nicht? Bei der Lösung dieses Problems hilft mir weder eine elektrische Schreibmaschine noch ein Diktiergerät. Wichtig ist die Schreibmaschine für mich – ich habe eine elektronische, weil die so herrlich die Tippfehler beseitigt – um mein Verhältnis zum Text zu objektivieren. Beim Abtippen wird das Private, Persönliche der Handschrift versachlicht, zur Ver-Öffentlichung vorbereitet. Das Gedicht macht sich sozusagen in der Schreibmaschine selbständig, ein Ablösungsprozeß, der im Druck dann abgeschlossen ist.

Ludwig Harig, Jahrgang 1927, lebt in Sulzbach/Saar:

Ich schreibe mit der Hand, streiche und füge an, korrigiere und ändere, vier Stunden am Vormittag, dann, bevor noch der erste Duft aus der Küche in meine Nase zieht, tippe ich das Geschriebene mit der Schreibmaschine ab, engzeilig auf DIN A 6-Blättchen.

Wir sind ein eingespieltes Team, ich und meine Schreibmaschine, eine Olympia Traveller, in der die Hebel sich heben und senken, die Groß- und die Kleinbuchstaben ihren Abdruck auf dem Papier hinterlassen, je nach Tastendruck, den ich seit mehr als vierzig Jahren ausschließlich mit dem rechten Zeigefinger bewerkstelle. Übrigens: in der Fingerkuppe dieses Zeigefingers steckt seit einigen Jahren ein Stahlsplitter, der auf unergründliche Weise dort hineingeraten ist, und wer sich einen Begriff macht von der zeitweise heftigsten Pein, die dieser beim Aufprall der Fingerkuppe auf die Taste verursacht, den streift eine schwache Ahnung von der Schwere und Schmerzhaftigkeit des schriftstellerischen Berufs.

Dennoch lasse ich nicht von dieser Schreibmaschine. Sie überträgt mir auf angenehme, auf lustvoll empfundene Weise meine Wörter und Sätze auf die weißen Blättchen, und bei ihrem vertrauten, ja vertraulichen Geklapper habe ich manchmal den Eindruck, als arbeite sie ein bißchen zu aufdringlich an meinen Gedanken mit. Wie nahe würde mir wohl erst ein Personal Computer treten, mich womöglich belästigen, mit eigenen Problemen behelligen, wo ich schon in den fünfziger Jahren in Max Benses ›augenblick‹ gelesen habe, daß es in absehbarer Zeit Maschinen geben würde, die sich mit Hilfe von mechanical brains und random elements selbst fortpflanzten und der Mensch sich schließlich Maschinen gegenüber sähe, die er selbst weder gebaut noch geplant habe, und deren Enkel ihm am Ende etwas aufs Papier erzählen, fürchte ich, wovon er nicht die geringste Ahnung hat. Ich leide lieber an meinem Stahlsplitter und sehe meiner Olympia auf die Finger, die bestimmt in dem Augenblick, in dem ich dieses abtippe, wieder so fröhlich unter der Verkleidung spielen, als sitze der Schalk unterm Blech.

Willi Heinrich, Jahrgang 1920, lebt in Karlsruhe:

1) Weil ich seit der ersten »elektrischen« Schreibmaschine mich des technischen Fortschritts in all seinen bisherigen Entwicklungsstufen über Magnetkarten-Schreib-Computer bis zur heutigen modernen Textverarbeitung mit Bildschirm, automatischer Papierzuführung und Schnelldrucker bediene, kann ich den frühen Einsichten Nietzsches nur bewundernd zustimmen, wengleich die damaligen Schreibmaschinen mit der elektronischen Textverarbeitung so wenig vergleichbar sind wie der Federkiel.

2) Meine persönliche Erfahrung: Die physische und psychische Entlastung von ebenso mühsamer wie stupider Schreibarbeit bei Korrekturen, bei der Reinschrift, aber auch schon beim ersten Entwurf einer Manuskriptseite auf dem Bildschirm verhindert vorzeitige Ermüdung, erhält die Freude am Schreiben und fördert die Kreativität.

3) Eine Veränderung des Schreibprozesses sehe ich insofern gegeben, als ich mich heute nicht mehr mit der dritten oder vierten Fassung einer Manuskriptseite begnüge, sondern sie so oft und so lange auf dem Bildschirm »bearbeite«, bis ich den Eindruck habe, sie besser nicht schreiben zu können. Das einzige mir einleuchtende Gegenargument sind die vorläufig noch relativ hohen Anschaffungskosten, aber auch hier arbeitet die Zeit für den Computer. Seine Nutzung wird eines Tages so selbstverständlich sein wie die Nutzung der konventionellen Schreibmaschine. Sich dieses, gerade für den Schriftsteller, enormen technischen Fortschritts aus zumeist »weltanschaulichen« Gründen nicht zu bedienen, erinnert mich an Autofahrer, die das manuelle Schalten der Getriebeautomatik nur deshalb vorziehen, weil sie dies für professioneller (Im übertragenen Sinn: Für literarischer) halten. Oder an Hausfrauen mit einer sentimental Anhänglichkeit an den lieben, alten Waschzuber.

Wolfgang Hildesheimer, Jahrgang 1916, lebt in Poschiavo/Graubünden:
da ich aber nicht mehr schreibe, folglich auch kein schriftsteller mehr bin,
erspare ich mir die antwort. ich hätte aber wohl nicht mit dem computer
gearbeitet, nicht aus gründen der verweigerung, sondern weil ich unfähig
gewesen wäre, die bedienung zu erlernen, (vielleicht also doch eine
unbewusste verweigerung?).

Karl Hoche, Jahrgang 1936, lebt in München:

1) Der Fluß der Gedanken ist weniger behindert, wenn diese schnell fixiert werden können. Mir hilft es beim Weiterdenken, wenn das bisher Überlegte schon gleichsam »gedruckt« vor mir steht (daher habe ich was gegen Diktiergeräte). Falls Nietzsche sowas gemeint haben sollte, teile ich seine Auffassung. Ich schreibe seit Schülertagen nur mit der Schreibmaschine und habe mir vor fünfzehn Jahren – sobald das Geld reichte – eine IBM-Kugelkopf gekauft.

2) Seit 1983 tippe ich alles in meinen PC.

3) Der Computer stimuliert nicht mehr als eine Schreibmaschine, bedeutet aber eine gigantische Arbeitserleichterung.

Walter Jens, Jahrgang 1923, lebt in Tübingen:

Ich liebe Schreibmaschinen: klares Bild, Wiederholungen, zu lang geratene Sätze und gehäufte Doppelpunkte – leicht zu erkennen. Ebenso nützlich: dreiundvierzig randvoll geschriebene Zeilen ergeben eine Seite, die Seite ergibt eine Sprechzeit von gut fünf Minuten. $\times 8\frac{1}{2}$ Seiten = eine Kolleg-Dreiviertelstunde. Änderungen größeren Stils zerstören die Berechnung; deshalb: Die erste Fassung, konzentriert und schnell mit zwei Fingern getippt, hat auch die letzte zu sein. Modell: Bis vor 5 Jahren eine Erika (Modell 1938), die ich anno 38, zu Weihnachten in Betrieb nahm. Seitdem – da die Lettern-Reparatur der Erika unerschwinglich geworden ist – operiere ich mit einer leisen und sympathischen Olympia (elektrisch). Mit einem Diktiergerät habe ich ein einziges Mal gearbeitet, vor vielen Jahren. Resultat: Beim Durchlesen meines Elaborats mußte ich mir eingestehen, dass Heinrich Lübke, an mir gemessen, ein großer Stilist sei. Also kein Diktaphon und schon gar keine PCs – da macht mir schon der Name Angst. Es soll beim Zweifinger-Tippen bleiben – in der rechten Mitte zwischen Bleistift und Personal Computer.

Das wär's: in gewohnter Manier – wenngleich nicht randvoll – der Olympia (Report de Luxe) anvertraut.

Hermann Kinder, Jahrgang 1944, lebt in Konstanz:

1) Ich teile Nietzsches Meinung. Doch: Gilt es da historisch und je nach Gerät sehr zu unterscheiden. – Ich schreibe immer erst von Hand, weil ich die Sinnlichkeit der Schrift und die Körperhaltung vor dem liegenden Papier, das ich unregelmäßig beschreiben kann, brauche für das Ausarbeiten von Ton und Komposition. Später elektrische Schreibmaschine, wieder Hand, Maschine, wieder Hand usw. Andere technische Hilfsmittel benutze ich nicht.

2) Kein Computer. Doch: Reizt mich das Spielerische am Computer sehr; ebenso die Erleichterung der Hundsarbeit beim Tippen von Romanfassungen. Der Computer wird die Literatur leicht-sinniger machen – und die Konkurrenz steigern. Gut oder schlecht? Wäre für Arno Schmidts ›Zettels Traum‹ der Computer Verlust oder Gewinn gewesen? Ich weiß nicht.

Gerhard Köpf, Jahrgang 1948, lebt in München:

Meine Bücher schreibe ich mit einem alten Pelikan-Füllfederhalter: am liebsten mit brauner Tinte auf gelbem Papier. Erst die dritte und vierte Fassung tippe ich – wie die folgenden – mit einer einfachen elektrischen Schreibmaschine. Die Korrekturen werden jedoch wieder handschriftlich vorgenommen.

Mit dem Diktiergerät habe ich Probleme – vielleicht eigne ich mich nicht zum Diktator.

Manchmal schreibe ich die ersten Notizen zu einer Romanfigur nicht mit der Füllfeder, sondern mit dem Meißel in den Stein, hoffend, solches Steingemetzel setze episches Geröll frei, in dem ich gerne wate, über die Knie bis zum Hals.

Wohin entschwinden bei falschem Tastendruck all die Computer-Romane? Vielleicht sammeln sie sich im All und eines Tages zieht einer die Kette für die Spülung.

Karl Krolow, Jahrgang 1915, lebt in Darmstadt:

1) Ich fühle mich – wenn überhaupt – bei Federhalter und Stift sicher. Natürlich muss ich oft die Schreibmaschine benutzen. Meine kleine Olivetti Lettera 22 ist ein Vierteljahrhundert alt. Ich möchte, dass sie durchhält, solange ich schreiben kann. Vielleicht habe ich Glück. Ich fürchte mich vor jeder anderen Schreibmaschine. Elektrische Geräte, Diktiergeräte sind mir zu schnell, zu perfekt, zu unvermittelt.

2) Personal Computer? Nein. Ich fühle mich unterlegen und hilflos

3) Antwort erübrigt sich. Je verfeinerter das technische Gerät, je unfähiger bin (und bleibe) ich. Stimulation ist unsichtbarer.

Michael Krüger, Jahrgang 1943, lebt in München:

- 1) Selbstverständlich schreibt das Schreibzeug mit. Welche Folgen das haben könnte, will ich verschweigen und mich lieber an meiner Feder festhalten.**
- 2) Ich bin altmodisch und schreibe wenig.**
- 3) Ich hoffe, es bleibt lediglich eine technische Arbeitserleichterung. Aber was ist nicht schon alles aus unseren Hoffnungen geworden?**

Günter Kunert, Jahrgang 1929, lebt in Kaisborstel:

1) Das Nietzsche-Wort ist nur zu wahr, zeugt aber noch von einer gewissen Unschuld, da die Maschine »Schreibzeug« genannt wird. Ganz gewiß ist, daß jegliche Maschinenbenutzung geheime, uns unbewußte Folgen zeitigt. Unser Denken ist seit Beginn der Industrialisierung von immer mehr Maschinen, die längst bis in unsere Privat-, ja Intimsphäre vorgedrungen sind, immer stärker bestimmt worden. Dieses Denken heißt man etwas ungenau »instrumental«; ich würde meinen: Ganz aufs Funktionale ausgerichtet. Angesichts eines höchst effektiven und zugleich barbarisch reduktionistischen Gerätes, wie es der Computer ist, mit seinem eingeschränkten Überblick auf die Bildschirm-Zeilenzahl, seiner uns anstrahlenden Erwartung, bedient zu werden, geraten wir ihm, diesem Zauberbesen gegenüber, in die Rolle des von ihm kommandierten, wasserschleppenden, nach keinen Zwecken mehr fragenden Lehrlings. Zu unserer Verwandlung aus (ziemlich dürftigen) Menschen in Roboter leistet der Computer – und vor allen Dingen, was ihm noch folgen wird – die Pilotarbeit.

2) und 3) In einer Sendung des Fernsehens wurde dem staunenden Betrachter der Liedermacher Wolf Biermann am Personalcomputer vorgeführt – dichtend! wie es hieß. Der Dichter selber zeigte auf dem Bildschirm seine Langzeilen und machte sich über Kollegen lustig, die immer noch kurze Zeilen schrieben: »Expressionistisch«, wie er dem Interviewer erläuterte. Wenn eine derartige »Sachkunde« die Folge der Computerbenutzung sein sollte, wüßte ich eigentlich nicht, was mehr dagegen spräche als diese groteske Szene.

Hermann Lenz, Jahrgang 1913, lebt in München:

- 1) Schreiben habe ich mit Stahlfedern erlernt und schreibe auch heute noch mit Stahlfedern, jedenfalls, was meine Manuskripte betrifft. Mit meiner Schreibmaschine »Erica« aus dem Jahre 1937, einem Geschenk meiner Eltern, habe ich bis heute so gut wie alle meine Arbeiten ins Reine geschrieben. Auch dieser Brief wurde auf ihr getippt.
- 2) Statt eines Computers benütze ich immer noch meinen Kopf, weil ich mich an ihn gewöhnt habe und weil er lebendig ist.

Siegfried Lenz, Jahrgang 1926, lebt in Hamburg:

1) Auch wenn ich seit 36 Jahren, seit meinen Anfängen als freier Schriftsteller, ausschließlich mit dem Kugelschreiber schreibe, muß ich Nietzsches Bemerkung Recht geben. – Daß das Schreibzeug an unseren Gedanken mitarbeitet, erfahre ich immer dann, wenn mein Text in Maschinenschrift übertragen ist: die Bereitschaft zur Korrektur fällt mir schwerer.

2) Ich verwende bei meiner Arbeit keinen Computer. Was mich davon abhält, sind Gewohnheit und das Gefühl, daß mein Kugelschreiber mir jede nur denkbare Intimität sichert.

Curt Meyer-Clason, Jahrgang 1910, lebt in München:

1) Das weisse Blatt in der Schreibmaschine, fern, nah, mahrend, fordernd, »arbeitet an meinen Gedanken mit« – nicht die Maschine, deren Bedienung ich leidlich beherrsche. Sie ist mein klappernder Diener, manchmal knurrend wie ein Hund, aber vertraut, anspruchslos.

2) Ich habe nur die Vorführung eines Computers erlebt. Die hinter der undurchlässigen Scheibe flirrenden, körper- und geschlechtslosen Buchstaben befremden mich. Im Vergleich zu diesem Zaubergerät, dem in meinen Augen nichts »Leibhaftiges« anhaftet, ist meine alte »Adler« ein Geschöpf. Die Erleichterungen des Computers könnten mich zu Hast und falschem Zutrauen in meine Fähigkeiten verführen. Ich fürchte nichts so sehr wie Sicherheit, Selbstvertrauen, Stolz und dergleichen Gemeinplätze.

3) Je länger ich schreibend arbeite, desto mehr fürchte ich Schnelligkeit, Zeitersparnis, Effektivität, Rentabilität, Perfektionismus. Ich fühle, dass der angepriesene Fortschritt des Computers hinter mir liegt. Das Wichtigste für mich ist: Auf dem weissen Blatt – meinem idealen, kritischen Leser – die Wörter mitzusprechen, mitzuhören, mitzusehen.

Hier wird nichts gelöscht, nichts gespeichert. Der Papierkorb ist mein Freund. Mein Gedächtnis bleibt mein Kopf.

Ulrich Mihr, Jahrgang 1952, lebt in Tübingen:

1) Vom Meißel des ägyptischen Priesters über das Wachsplättchen und den Griffel des Römers, zum Gänsekiel, der Stahlfeder, dem Kugelschreiber und der Reiseschreibmaschine änderte sich die Welt und mit ihr das Schreibzeug der Autoren. Nietzsche hat also recht, seine Aussage jedoch ist durch und durch banal. »Die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit« (Francis Bacon), die Geräte unserer Zeit umgeben uns und wir können uns nur entscheiden, ob wir bewußt mit oder bewußt nicht mit ihnen arbeiten wollen.

2) Ich arbeite mit einem Computer, weil ich an meinen Texten intensiv feile und glätte; außerdem habe ich nicht wie Theodor Fontane eine Gattin und eine Tochter die meine Manuskripts mehrmals in Reinschrift abschreiben. Diese lästige Arbeit erledigt heute für mich ein Schnelldrucker.

Mein Kinderbuch »Das Tanzbärenmärchen« ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit einem Computer geschrieben. Der Bildschirm erwies sich dabei keineswegs als der Poesie abträglich.

3) Der Schreibprozeß wird durch den Computer eindeutig erleichtert, weil die Veränderung einer Formulierung, das Umstellen von Absätzen, das Ändern eines Namens oder gar die Veränderung einer ganzen Komposition mich nicht dazu zwingen, den ganzen »gelungenen« Text noch einmal abzutippen. Der Bildschirm ist, mit Leibniz zu reden, die vollkommene Verbindung von Papier, Schere und Kleister zur Produktion von Literatur, ein leibhaftiger »elektronischer Eckermann«.

Daß wer nichts im Schädel hat, ebensowenig auf den Bildschirm wie aufs Papier bringen wird, versteht sich wohl von selbst.

Abschließend möchte ich noch bemerken, daß der Computer für kokette deutsche Intellektuelle gewiß willkommener Anlaß zur Selbstdarstellung und Selbststilisierung werden wird. Die einen werden auf ihn schwören, die anderen werden ihn verdammen. In einigen Jahren wird diese Komödie der Künstler und Literaten nur noch langweilen, und der Computer wird für Schriftsteller das sein, was die Schreibmaschine längst ist: ein nützliches Hilfsmittel und weiter nichts.

Franz Mon, Jahrgang 1926, lebt in Frankfurt/M.:

Meine eigenen Erfahrungen bestätigen das Nietzsche-Zitat: das Schreibzeug wirkt in die Diktion, die Konsistenz des Aufzuschreibenden mit hinein. So habe ich für bestimmte Textarten die Schreibmaschine bevorzugt und festgestellt, daß – war sie nicht verfügbar – das Handschriftliche die Tonlage, die Knappheit usw. nicht erreichte, die mir bei der Benutzung der Maschine möglich waren. Und auch umgekehrt: vieles konnte ich nur mit dem Stift schreiben, die Maschine blockierte, war zu wenig beweglich: Durchstreichen, An-den-Rand-Schreiben, verweisende Linien usw. sind möglicher, wenn man nur den Stift in der Hand hat.

Ein Diktiergerät benutze ich nur im unmittelbar beruflichen Zusammenhang: dazu gehört die Sekretärin. Übrigens verwende ich noch immer die alte mechanische Schreibmaschine, da mich das noch so leise Motorengeräusch der elektrischen stört. Auch schätze ich den gewissen Widerstand der Tasten, den es bei der elektrischen nicht mehr gibt.

Einen Schreibautomaten mit Speicherung würde ich sicher für bestimmte Schreibarbeiten nutzen. Doch stellt sich mir die Frage nicht, da die Ausnutzungsmöglichkeiten bei mir zu gering sind.

Sten Nadolny, Jahrgang 1942, lebt in Berlin:

1) Nietzsches Meinung, das Schreibwerkzeug arbeite an unseren Gedanken mit, ist typisch für Menschen, die soeben einen neuen Füllfederhalter, eine erste Schreibmaschine oder sogar einen Computer frisch in der Hand oder vor sich haben: weil man sich gar nicht vorstellen kann, dieses blitzende (überdies auch teure) Gerät könnte überhaupt nichts Neues bewirken außer Schnelligkeit. So ist es aber.

Mit der Maschine kann ich in kürzerer Zeit mehr Sätze »einfach hinschreiben«. Es wird rasch eine Fülle von Anschaubarem geschaffen, die ich dann zu kürzen und zu redigieren habe. Das Ergebnis ist nach meinen Erfahrungen das gleiche. So oder so stellt sich derjenige Text her, den ich für richtig, also für knapp genug, ausführlich genug und möglichst auch gescheit genug halte. Daß ich seit einiger Zeit auf einer elektronischen Schreibmaschine mit großem Korrekturspeicher arbeite, hat nur eines zuverlässig bewirkt: daß ich nicht mehr zusammenzucke, wenn ich mich mal verschreibe, und daß nicht etwa zwanzig halbeingetrocknete Tippex-Fläschchen vom Tisch rollen, wenn ich mal dagegenrumple. Diktiergeräte benutze ich nur als akustischen Notizzettel in Notfällen (z. B. bei unverhofften Einfällen im Bett und bei Dunkelheit, oder während einer Bergtour). Auch durch dieses Hilfsmittel sind meine Gedanken nicht anders geworden, ich halte jetzt bloß auch die schlechteren fest, muß sie mühsam abschreiben und anschließend verwerfen – aber ein Schriftsteller ist ohnehin ein Goldwäscher, der das Geröll nicht scheuen darf. Fazit also: kaum ein inhaltlicher Einfluß. Mit dem zärtlich übers Papier mäandernden Gänsekiel sind die aggressivsten Parolen geschrieben worden, mit der wütend ratternden alten Erika die sanftesten Gedichte. – Halt, noch ein Gesichtspunkt zu den neueren Schreibmaschinen: sie sind so leise, daß ich nachts arbeiten kann, ohne daß meine Gedanken ständig um den schlechten Schlaf des Mieters im unteren Stockwerk kreisen. Als ich noch die alte Adler hatte, teilte er der Hausverwaltung mit, ich hackte die ganze Nacht Holz. Was er gehört hatte, waren meine Großbuchstaben.

2) Einen Schreibcomputer hätte ich schon gerne, weil ich in meinen Texten ständig nachträglich Sätze oder Absätze einfüge und dann ins uferlose Seitenkleben komme, was beim Computer entfiel. Was mich abhält: abwechselnd Mittellosigkeit und nackter Geiz!

Oskar Pastior, Jahrgang 1927, lebt in Berlin:

1) Ja, ich teile Nietzsches Meinung, mit einer Einschränkung: unser Schreibzeug arbeitet mit am Text, nicht an unseren Gedanken. Ich weiß nicht, was Gedanken sind.

Seit ich die elektrische Schreibmaschine benütze, sind, statistisch betrachtet, meine Gedichtzeilen etwas länger geworden, es gibt mehr ausgeschriebene Fassungen von einem Gedicht und weniger Überarbeitungen von Hand.

Von Diktiergeräten halte ich als Lyriker nichts. Ich glaube meine Stimme so zu kennen (Rundfunkerfahrung, öffentliche Lesungen), daß die akustische Dimension mit ins Schreiben gerät.

Gutes Papier ist mir wichtig.

2) Nein. Für ein tüftelndes Arbeiten mit und an und in der Sprache scheint mir der PC nicht zu taugen. Seine Verwaltung und der Aufwand, einen Überblick über Notizen, Fassungen, Formulierungen, Splitter usw. zu behalten, stünde bei einem langsam arbeitenden Lyriker in keinem Verhältnis zum Ergebnis (»3–4 Zeilen am Tag«). Hinzu kommt: wo blieben die Zufälle, das Übersehen, die Verleser, das Vergessen und Verschlampen – das ganze Arsenal an persönlicher Unvollkommenheit, das für den »Einfall« unabdinglich ist?

Meine Befürchtung: er fördert jene Art von Fertigbauteil-Großprosa, deren implizite Aussage letztlich »Machbarkeit & Verfügbarkeit« ist.

Marcel Reich-Ranicki, Jahrgang 1920, lebt in Frankfurt/M.:

1) Ich weiß es nicht. Denn alle meine Artikel und Bücher habe ich mit der Schreibmaschine verfertigt. Und warum sollte ich mir darüber Gedanken machen, wie alle diese Artikel im Laufe der Jahrzehnte ohne Schreibmaschine geraten wären? Eine elektrische Schreibmaschine ist mir lieber als die bisher üblichen.

2) Meine Erfahrungen mit einem Personal Computer sind vorerst zu klein, um darüber etwas aussagen zu können.

3) Selbst wenn ich alles mit dem Personal Computer verfassen sollte, dann kann ich mir auch nicht denken, daß es für mich mehr wäre, als eine technische Arbeitserleichterung.

Herbert Rosendorfer, Jahrgang 1934, lebt in München:

1) Ja und Nein. Nietzsche hat – habe ich einmal gelesen, ich hoffe, daß ich mich recht erinnere – die Schreibmaschine von seinem Freund Rée im Frühjahr 1882 geschenkt bekommen. Das war um die Zeit der stürmischen Affaire mit Lou Salomé. Es läßt sich also ziemlich genau abschätzen, von wann ab – allenfalls – Nietzsche seine Werke auf der Maschine getippt hat. Ein Unterschied weder im Stil noch gar in der Gedankenart ist nicht feststellbar.

Andererseits – wobei ich um Entschuldigung bitte, daß ich mich hier gleich nach Nietzsche nenne, aber es ist nur, weil mir nichts einfällt, das ich dazwischenschieben könnte um den nötigen Abstand herzustellen – bemerke ich an mir eine Erfahrung mit dem Diktiergerät, das ich seit Jahren zwar nicht für meine literarischen Arbeiten aber für das Diktat meiner Urteile benütze: ich arbeite im Diktieren weit schlampiger als wenn ich meine Handschrift vor mir sehe. Auch meine Gedanken sind zerfahrener.

Meine literarischen Arbeiten schreibe ich (und halte es wohl weiter so) mit der Hand. Ich brauche das Bild meiner Handschrift vor mir (vielleicht ein Narzißmus), und bei der Schreibmaschine stört mich das Klappern und Pfeifen. Außerdem hätte ich da das Gefühl: nicht ich schreibe sondern die Maschine. Außerdem weiß man nie genau, wieviel Platz unten am Blatt noch frei ist.

2) Nein. Das hat äußere Gründe: ich vertrage den Bildschirm nicht, mir tun nach zwei Minuten die Augen weh.

Wenn ich allerdings gezwungen wäre – durch eine Krankheit oder dgl – statt zu schreiben zu diktieren, würde sich ohne Zweifel mein Stil (meine Gedanken wohl nicht) ändern. In welche Richtung, weiß ich natürlich nicht. (Ein interessanter trauriger Fall ist in dem Zusammenhang Walter Matthias Diggelmann, der sein letztes Buch – ›Spaziergänge auf der Margaretens-Insel‹ – diktieren mußte; das Buch – einige Erzählungen – ist völlig verschieden von seinen früheren Arbeiten.)

Peter Rühmkorf, Jahrgang 1929, lebt in Hamburg:

Ich mag so Umfragen ja an sich ganz gern, aber die setzt mich doch in Verlegenheit. Ich bin keineswegs prinzipiell gegen Neuerungen, aber schon eine elektrische Schreibmaschine in Habachtstellung macht mich verrückt, und statt vor Diktiergeräte trete ich lieber vor lebendiges Publikum. Nützlich wäre sicher ein Minitonbandgerät, um dem Volksmund die O-Töne abzusaugen, aber für meine kleinkarierten Verhältnisse genügt eigentlich auch Privatsteno. In die Vorzüge und Abgründe von Personal Computern bin ich zu wenig eingeweiht, als daß ich mir eine Meinung gestatten könnte. Ich klapper mal lieber so weiter auf meiner eisernen Lady, ixe durch, klier was mit der Hand rein, erzeuge meine hundert Fassungen pro Gedicht und erfreu mich noch an den Abfallbergen. Was mir wirklich nützlich schiene wäre dagegen Anschluß an BTX-System: direktes Kabel zur Stabi, und dann digital die Kataloge gewälzt und die gewünschten Bücher im Geschwindflug gemustert, wobei ich mir längere Zitate/Exzerpte postwendend aus dem Copykasten erhoffe. Zumindest hätte ich gern diesen schnellen Zugang zu allen Wörterbüchern der Welt: ein faustischer Trieb, ich möchte alles wissen.

Erika Runge, Jahrgang 1939, lebt in Berlin:

1) Die Schreibmaschine ist mir – merkwürdigerweise – Partner. Insofern hänge ich noch an einer alten, mechanischen, die kaum mehr ein Fachgeschäft reparieren will oder kann (falls das angesichts ihrer Stabilität wirklich mal nötig sein sollte). Wichtige Voraussetzungen sind für mich absolute Geräuschlosigkeit während meiner Denkpausen (das Summen eines frühen elektrischen Modells erlebte ich als Leistungsdruck und hab das Monstrum schleunigst weiterverkauft) und genauso Beweglichkeit (normalerweise arbeite ich am Tisch, manchmal brauche ich aber unbedingt den Fußboden und in Zeiten von Krise oder höchster Konzentration verziehe ich mich ins Bett, was die Maschine alles mitmachen muß!).

2) Einen Personal Computer habe ich noch nicht, weil er meinem Beweglichkeits-Anspruch nicht gerecht wird, werde mir aber wahrscheinlich einen zulegen,

um anfallende Korrekturprozesse zu verkürzen (d.h. nur die Passagen neu schreiben zu müssen, bei denen Änderungen anfallen) und

um der zu erwartenden Weitergabe von Rationalisierungsdruck durch Verlage, Redaktionen usw. mit druck- oder kopierreifen Vorlagen entsprechen zu können.

Johannes Mario Simmel, Jahrgang 1924, lebt in Zug (Schweiz):

1) Mit Ausnahme von Kopierapparaten, Kameras, Recordern ist es mir unmöglich, von neuen technischen Hilfsmitteln Gebrauch zu machen. Ich bräuchte keinen vernünftigen Satz mit ihnen zustande.

2) Nein. Die blosse Vorstellung ist mir entsetzlich, und ich sehe voraus, dass nach Entwicklung einiger noch tüchtigerer Modelle dieses Typs der Schriftsteller absolut entbehrlich sein wird. Die Literatur auch. Orwell, Huxley – – –

3) Siehe 2.

Gerold Späth, Jahrgang 1939, lebt in Rapperswil (Schweiz):

1) Zuerst könnte ich Ihnen jetzt die Geschichte von einem in Italien etwa zur Hälfte ausgearbeiteten und mit Hilfe eines Kundigen in den Computer eingespeicherten Drehbuches erzählen, das plötzlich nicht mehr in dem Speicher »drin« war, weil das EW den Strom für ein paar Minuten abgestellt hatte. Zwecks Reparaturarbeiten. Mit ebensolchen war ich dann auch beschäftigt, aber etwas länger als nur ein paar Minuten.

Im übrigen teile ich Nietzsches Meinung sozusagen per Bleistift, zumal mein Geist, selbst wenn er »fliegt«, am liebsten zu Fuss geht; ebenso meine stromlose Schreibmaschine, mit der ich meine Manuskripte abtippe.

2) Marquez soll scheint's behauptet haben, beim Schreiben seines letzten Buches habe ihm der Computer acht Monate Zeit eingespart. Dazu kann sich jetzt jedermann allerlei bissige Bemerkungen einfallen lassen – – –

3) Meine kleine Erfahrung sagt mir, Computer für Schriftsteller seien technisches Arbeitsgerät zum Erledigen der Arbeit, nachdem sie getan ist.

Erwin Wickert, Jahrgang 1915, lebt in Remagen-Oberwinter:

Nietzsches Ansicht, unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken, ist, mit Verlaub, geistreich daherkommender Quatsch. Es wäre Nietzsche sicher schwer gefallen konkrete und überzeugende Beispiele für seine Behauptung zu liefern.

Bildschirmschreibmaschinen und Diktiergeräte können die Fixierung von Gedanken sowohl fördern wie behindern. Diktiergeräte machen mich nervös: Wenn man sie angestellt hat, laufen und laufen sie und fordern schnelle Formulierungen. Wer aber dazu neigt, Worte sorgfältig zu wägen und zu prüfen, wird durch dauerndes An- und Abstellen unsicher und verliert den Überblick über Aufbau und Architektur seines Textes.

2) Ich verwende bei meiner Arbeit eine elektronische Bildschirmschreibmaschine mit Arbeitsspeicher und Diskettenlaufwerk. Mein letzter Roman ›Der verlassene Tempel‹ ist ganz auf Diskette geschrieben und gespeichert. Die »OLIVETTI ETV 240«, mit der ich arbeite, erspart mir viel Arbeit, weil ich meine Entwürfe ständig umschreibe, umstelle, weil ich Wörter einsetze oder lösche oder ganze Textblöcke versetze.

3) Die Arbeit mit der Bildschirm-Textverarbeitung erleichtert mir meine Arbeit sehr. Sie stimuliert mich nicht, aber sie macht es mir leichter, Gedanken schnell zu fixieren.

Gabriele Wohmann, Jahrgang 1932, lebt in Darmstadt:

1) Eine elektrische Schreibmaschine benutze ich seit vielen Jahren.

2) Nein. Grund: Die Macht der Gewohnheit.

Bei 2) ist natürlich wohl noch mehr im Spiel – Trägheit im Hinzulernen, Verdrängen, aber auch ein Instinkt fürs eigene Können, und Anhänglichkeit an Eingewöhntes, fast Identitätstreue – – –

Hans Wollschläger, Jahrgang 1935, lebt in Bamberg:

1) Wenn man die Briefe anschaut, die Nietzsche mit der Schreibmaschine schrieb, so ist leicht zu erkennen, daß die ungewohnte Gerätschaft stilreduzierend gewirkt hat. Das wäre ja nun eine einwandfrei unerwünschte Mitwirkung, müßte es aber nicht sein, wenn das Gerät genügend beherrscht wird, um keine Eigenkonzentration zu erfordern. Ich selber schreibe – bis auf Briefe und irgendwelche Allotria – alles ganz altmodisch mit der Hand und mit Tinte, was ich mache, und die Maschinenabschrift ist dann zugleich die Revision –: das war ursprünglich wohl einfach Gewohnheit aus früherer Zeit, hat sich aber als das mir gemäße, am wenigsten ablenkende Arbeitsverfahren erwiesen. Diktiergeräte sollte nur benutzen, wer seine Ansprüche an einen geschriebenen (und dann gedruckten) Prosatext so bescheiden hält, daß sie vom mündlichen Sprechen erfüllt werden können.

2) Ich verwende noch keinen (idiotisch so genannten) Personal Computer, möchte mir aber, sobald die Verhältnisse es erlauben, gern einen anschaffen. Freilich vorab nur mit einem einzigen Verwendungsziel: ihn nämlich als sich selbst ordnenden »Zettelkasten« zu benutzen, aus dem sich verstreute Materialien und Notizen jederzeit nach Sinngruppen abrufen lassen. Von der künftigen Entwicklung erhoffe ich mir Fach-Enzyklopädien und Wörterbücher auf Disketten; sie würde ich in dieser platzsparenden und eher erschwinglichen Form gern benutzen.

3) Ich rechne nur mit der technischen Arbeitserleichterung; jede Nebenwirkung, gar eine mitwirkende, wäre mir unwillkommen. Es scheint mir ein generelles Problem zu sein, daß die Gesellschaft ihre Apparaturen vorwiegend »bedient«, statt sie zu beherrschen; es gilt sie, jedenfalls im Bewußtsein, voll zu instrumentalisieren. Wie's mir dann zur gegebenen Zeit damit gehen wird, muß ich abwarten: – sollte sich eine Veränderung (auch stimulierend) meines Schreibens durch das bloße Werkzeug einstellen, so würde ich das Werkzeug wieder abschaffen.

Wolf Wondratschek, Jahrgang 1943, lebt in München:

Nietzsche hat recht.

Ich selbst bedaure bis heute, daß ich unfähig bin, das Privileg eines Schriftstellers auszukosten: nichts weiter zu brauchen als Bleistift und Papier.

Ich kann nicht mit der Hand schreiben, es sei denn kleine Notizen, aber ich brauche beim Schreiben das Schriftbild der Schreibmaschine. Im übrigen habe ich, vom Honorar meines ersten Buches, das war 1969, sofort eine IBM-Kugelknopf-Schreibmaschine gekauft, die noch heute funktioniert. Verzweifelte Versuche, auch von dieser »Elektrik« wegzukommen, sind bisher gescheitert. Am liebsten wäre mir eine leichte, manuelle Reise-Schreibmaschine (wenn sich nur die Typen nicht so schnell verbiegen würden!).

Mehr als zu einer IBM-Maschine werde ich es nicht kommen lassen – den Weg hin zu einem Computer werde ich nicht gehen können, mein Denken würde sich entfremden. Im Gegenteil, meine gespitzten Bleistifte warten darauf, daß ich vielleicht doch zurückkehre zum Einfachsten und zum Klarsten: mit der Hand Gedanken notieren, Manuskripte mit der Hand zu schreiben – um sie dann erst in die Maschine zu korrigieren.

Ich benutze keinerlei Hilfsmittel wie Diktiergeräte etc. (natürlich, ich benutze sie für »journalistische Arbeiten« wie Interviews – – –). Nietzsche hat recht. Ich brauche offenbar den »Druckstock« der Schreibmaschine. Ich orientiere mich am Schriftbild. Meine oft unleserliche Handschrift würde mich verwirren.

Nützliche Dinge

Der Punchingball

Die Schreibmaschine

Ein Blick über Dächer

Die Arbeit eines Gewitters

Sinn und Unsinn

Nimm die Dinge

Wirf sie hin

aus: ›Chuck's Zimmer‹, Alle Gedichte und Lieder, Heyne Verlag, München
1982